Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 23 (1919)

Artikel: Briefe von Betsy Meyer an Elisabeth Nüscheler : 1866-1874
Autor: Hoffmann, Karl Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574066

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jetzt blitzte eine Wolke ins Fenster. Schneeweiß, glänzend wie Seide. Sie zog daher — dahin. Er folgte ihr mit den Augen. Er sah sie weit in die Ferne schwimmen, immer noch sichtbar, immer noch und immer heller, je ferner sie war, wie ein entschwindender Gedanke, eine im Vergehen doppelt wundersame Hoffnung. Und es war ihm wie ein Abbild dieser seiner letzten wunschlosen Zeit.

Briefe von Betsy Meyer an Elisabeth Rüscheler. 1866—1874.

Mitgeteilt von Karl Emil Hoffmann, Zollikon.

In ihrem schönen Erinnerungsbuch über Conrad Ferdinand Meyer hat Betsy Meyer ihren Bruder so dargestellt wie sein Charakter sich „in den glücklichen Jahren gemeinsamer Existenz" vor ihren schwesterlichen Blicken erschloß — in den Jahren, die für sein Leben und seine Dichterlaufbahn die höchste Bedeutung gewannen, da damals seine ersten selbsteigenen Werke sich formten. Dieses Bild jener gemeinsamen Existenz mit ihm blieb noch nach jahrzehntelanger Trennung, die mit der Verheiratung des Dichters (1875) für Betsy eintrat, ungetrübt in ihrem Gedächtnis haften und erhielt in der warmherzigen Darstellung ihrer Erinnerungen (C. F. Meyer in der Erinnerung seiner Schwester. Berlin 1903) bleibende Gestalt. Mit „frohmütiger" Wehmut gedachte sie der einstigen gemeinsamen Wanderfahrten, die beide allsommerlich in die stählernen Lüfte des Hochgebirges emporführten, und deren tiefnachhaltiger Einfluß in den Werken und vielen herrlichen Gedichten C. F. Meyers dauernd sich eingrub. Wie in scharfgeschliffenen, durchsichtig-klaren Bergkristallen spiegelte sich in jenen Dichtungen C. F. Meyers persönlichstes Erleben und der eigensinnig hoheitsvolle Charakter der heimatlichen heroischen Gebirgsnatur wieder.

Noch direkter und unmittelbarer aber als aus den erst vier Jahrzehnte später niedergeschriebenen „Erinnerungen" tritt uns das gemeinsame Erleben des Geschwisterpaares aus Briefen entgegen, die Betsy Meyer in den Jahren ihres gemeinschaftlichen Wanderns mit dem Bruder (1866 bis 1874) an ihre Freundin Elisabeth Rüscheler, die Schwester seines treuesten Jugendfreundes Conrad Rüscheler (s. „Die Schweiz", April 1919. S. 191 ff.), gerichtet hat. Sie melden uns von ihren jährlichen Reisen und Sommerstationen in den Bergtälern Graubündens und auf der Höhe des Sankt Gotthard, von ihren Spaziergängen an den mailichen Gestaden des Luganersees und ihrem Aufenthalt in der traumhaften Lagunenstadt Venedig, wo im Februar 1872 die Dichtung „Engelberg" abgeschlossen wurde. „Huttens letzte Tage", „Engelberg", „Das Amulet", „Jürg Jenatsch", sie alle wurden auf jenen Reisen konzipiert; die dichterische Hauptarbeit an ihnen geschah jedoch erst in den heimatlichen Seedörfern Küsnacht und Meilen, wo das Geschwisterpaar nah am Seeufer im Ausblick auf die Firne und Schneewände der Hochalpen Wohnung genommen hatte. So empfangen wir durch diese Briefe ein höchst anmutiges, intimes Bild von der Lebensweise der Geschwister und von dem Werden des Dichters.

Die hier erstmals mitgeteilten Briefe bestätigen vollauf das Urteil, das der frühere Herausgeber der „Deutschen Rundschau", Julius Rodenberg, anläßlich seiner Mitteilung eines Fragmentes und einiger Spätbriefe Betsy Meyers geäußert hat (Literar. Echo, 1. Okt. 1912. S. 1 ff.). Außer einer treuherzigen Fabulierkunst, die mitunter in frauenhafte Weitschweifigkeit ausartet, zeigen diese Briefe „eine ungewöhnliche literarische Begabung"; zeigen aber zugleich die grenzenlose Liebe, mit der die Schwester den Bruder belauschte und umhegte. (Ueber Betsy Meyer s. auch: Dr. H. Bleuler-Waser, Die Dichterschwestern R. Keller und B. Meyer. Zürich 1919.) C. F. Meyers scharf umrissene, plastisch gedrängte Darstellung war Betsy Meyer versagt. Ihre weichere, breiter ausgeführte Schreibweise bildete das weib-

liche Gegenstück zu dem prägnanten männlichen Stil des Dichters.

Die Briefe Betsy Meyers an Elisabeth Rüscheler wurden uns von der Erbin des Nachlasses, Frl. Barbara Rüscheler im Neuegg, zur Veröffentlichung übergeben. Wir beschränken uns auf die Wiedergabe der wichtigeren, die in irgendeiner Beziehung das Charakterbild des Dichters und seiner Umgebung erhellen. Auf die Wiedergabe der späteren Briefe von 1875 an können wir um so leichter verzichten, als ihnen dieser Reiz fehlt.

* * *

Briefe von Betsy Meyer an Elisabeth Rüscheler.

1. Mittwoch, 19. Sept. 1866.
Hôtel du Parc, Lugano.

Nach diesem schönen reichen Tage ist es mir unmöglich, neben unsern Nachbarn von der table d'hôte unten in den Konversationssaal zu sitzen. Conrad hat ein interessantes Buch gefunden, und ich erinnere mich mit wahrer Freude, daß Ihr lieber noch am letzten Tage vor unserer Abreise von Silvaplana angekommener Brief mir erlaubt, Ihnen noch einmal zu schreiben. — Denn wie viel hab' ich heute an Sie gedacht, wie oft Sie zu uns gewünscht. Das nur zu elegante Hôtel du Parc ist in den weiten, gewölbten Räumen eines aufgehobenen Klosters eingerichtet. Mein Zimmer, wo ich jetzt schreibe, sieht auf den innern Hof hinunter, und ist still. Es ist draußen heller Mondschein. Meine zwei Fenster stehen offen, sie reichen nach italiänischer Weise, obschon wir im dritten Stocke sind, bis auf den Zimmerboden und haben eiserne Balustraden. Wer mag wohl früher in diesen Räumen gelebt haben? Ich fürchte, wir sind unsrer Vorgänger sehr unwürdig und schäme mich auch zum ersten Mal recht in dem Grund unseres Reise-farniente. Man kann oft vor lauter Glück ganz unglücklich sein, weil man weiß, wie wenig man es verdient. — So ging es mir in den Zaubergärten von Bellaggio am See von Como. Dieses Italien hat etwas Bezauberndes, es liegt auf Land und Menschen eine Grazie, über der man manches Mangelhafte verzeiht und vergißt, und die Grenze überschreitet man nicht, ohne noch ein Mal sehnsüchtig zurückzusehn.

Hier in Lugano liegt die Grenze hinter uns. Es weht schon ein kräftiger Wind über den See, die Walliser Berge zeigen ihre scharfen Schneezacken, die Leute gehen schneller und geschäftiger in den Straßen, sind blonder, grüßen nicht und reden ein Italiänisch, von dem wir wenig verstehen. —

— Diesen Morgen machten wir einen Gang auf die Spitze des Monte Salvatore. Der Berg, ein schroffer Felskegel, erhebt sich hart am See, und erinnerte uns durch seine Form an Dantes Berg der Reinigung. — Der Weg, nicht weiter als der auf unsern Uetli, führt sicher in weiten Windungen hinauf, anfangs zwischen Villen, Olivenbäumen, Kastanienwaldungen bis an den Fuß, später durch Gebüsch, wo überall Zyklamen duften, und über Felsunterlagen in die Höhe. Oben steht eine nun geschlossene Wallfahrtskapelle. — Die Aussicht ist herrlich und umfaßt den seltsam geformten Luganersee, die gesegnete Ebene mit immer höher steigenden Vorbergen bis an die glänzenden Häupter der Walliserkette, des Gotthard und des Monte Legnone. — Südlich dehnen sich die den Comersee begrenzenden sanft geformten und gefärbten Höhen nach der im Dufte liegenden lombardischen Ebene. In blauer Ferne, aber scharf gezeichnet, begrenzen die Bergzüge des Apennin das Bild. – Wir mußten, ohne recht sagen zu können warum, an die Rigi-, sogar an die Uetli-Aussicht denken! —

Fast schöner noch war es diesen Abend. Wir machten einen kleinen See, den wir von oben hinter waldigen Hügeln gesehn, zum Ziele unsers Gangs. — Die Sonne war untergegangen, der Himmel sanft gerötet. Wir schritten still zwischen schattigen Gärten und dunkelnden Kastaniengruppen. Die Straße wurde ganz einsam. Rechts säumten sie schlanke Bäume, zwischen denen wir auf den kleinen See hinaussahen. Nicht einmal das Schilf bewegte sich, im klaren Wasser spiegelten sich Villen, Wald und Berg wie ein Doppelbild. Zu unsrer Linken stieg der Rasen hinauf an einen Waldsaum. — Da klang auf einmal, wie aus den Bäumen oder den darüber schwebenden rosigen

Wolken, das Abendläuten eines Kirchleins herunter. Eigentlich nicht ein Läuten, sondern ein harmonisches Schlagen, wie die Melodie eines Chorals. — Wir horchten bewegt, da kam ein alter Kapuziner die Straße, der mochte mir ansehn, wie gern ich in dieser Abendstille wanderte; er sagte im Vorbeigehn laut und fast feierlich: „Buon passeggio, signora!" — Von Porlezza nach Lugano sind wir gestern in einem Kahn herübergekommen. Wir kamen mit unsern beiden Ruderern auf dies und jenes, bald auch auf den Krieg zu sprechen. Sie meinten, es sei gut, daß der Friede komme. — Wir waren auch auf dem Stilfserjoch. Conrad dankt Ihnen auf's Herzlichste für Ihre Nachrichten von seinem teuern Freunde [1]). Er weiß direkt nichts von ihm, aus dem einfachen Grunde, weil er den Brief Ihres Herrn Bruders nicht den Ungewißheiten unserer Bergreise aussetzen wollte und darum ihn bat, erst nach Zürich zu schreiben. Da uns übrigens Herr Schabelitz [2]) das Ankommende, was er für wichtig hält, noch bis zum 24. September hierher schickt, so wäre es nicht ganz unmöglich, daß Conrad doch hier noch einen Brief bekäme. —

2. Silvaplana, 16. Juli 1867.
bei H. Postmeister Ch. Müller.[3])

Wie oft wünschte ich Sie hier zu haben, — wenigstens einen Tag, nur einen dieser blauen, sonnigen Tage! — doch ich fürchte, wenn dann der Abend käme mit seinem wunderbaren Duft auf den Bergen und See'n, — die nächtlichen Schatten längs der Tannenhügel, während die Schneefelder darüber geheimnisvoll leuchten und sich in den Wassern unten wiederspiegeln, — dann könnten wir Sie weniger als je ziehen lassen. Das ist die allerschönste Zeit. — Der Sonnenglanz gibt dieser Gegend ungemein kräftige Farben, die an Italien erinnerten, höbe sich nicht von dem tiefen Blau ein ebenso starkes Grün ab, die etwas eintönige, aber Augen und Gemüt stärkende Farbe des Tannenwaldes und der Alp. Da liegt in dem hellen Engadin alles klar am Tage. Nichts in Form und Farbe bleibt unbestimmt. Darum behauptet auch Conrad, unter dem Einfluß dieser Gegend sehe man die Dinge, wie sie sind. — Daher komme der praktische Sinn der Engadiner; es gehe auch ihm, sobald er einmal recht hier sei, darüber manches Licht auf. —

Sind aber gegen Abend die fröhlichen Schellen der Postpferde alle talauf, talab vorübergeklingelt, dann wird das Alpental still und imposant. Da kommen zuerst die Kühe mit den langsam anschlagenden Glocken. Jede weiß den Weg zu ihrem Stall, nimmt noch links und rechts einen Mund voll Gras und wird dann von einem Kinde oder einem alten Mütterchen mit dem Stecken noch vollends durch die niedrige Tür geleitet. Etwas später gehen die unruhigen Geißen heim mit ihrem kleinen Hirten in langen Haaren und durchlöchertem Hut. — So kommt nach und nach alles heim und löscht sein Licht, um morgens wieder früh zu sein. — Dann hört man in der Stille erst recht das Rauschen der Wasser. Die Sterne stehen über den Bergen; aber Himmel und Schneespitzen sind noch ganz hell. Leichte Wolken ziehn durch das Blau, leichte Schleier schweben um die Felswände. Alles wird weicher, es ist, wie wenn sich die Einsamkeit verklären wollte für Gott allein. — Dann geht auf einmal ein leises Wehen über die Wasser, durch die Tannen, man denkt unwillkürlich an wandernde Geister, die noch nicht in den Himmel dürfen. — Wenn Sie uns nun aus der schönen Nacht auch in unser Häuschen folgen wollen, so finden Sie uns in drei ganz kleinen, braun getäfelten Stübchen. Glücklicherweise still, unabhängig, allein. Das Wohnstübchen, wo ich Ihnen schreibe, ist hell und wohnlich. Die zwei Fensterchen der Vorderwand sehn auf den Platz, über dessen Häuser links Piz Corvatsch groß herunterschaut. Die entgegenstehende Wand ist durch die Eingangstür, einen grünen festen Ofen rechts, ein Nußbaumbuffert [4]) links ausgefüllt. An der Wand vom Ofen zum Fenster steht ein ungeheures Sopha mit breiten Kissen, altmodisch bequem, mit

[1]) Oberleutnant Conr. Rüscheler in österr. Diensten (s. „Die Schweiz", April 1919: S. 191 ff.).

[2]) Eigentümer der Wohnung von C. F. Meyer und seiner Schwester, zwischen Spital und Sommertheater.

[3]) cf. Betsy Meyer, „C. F. Meyer in d. Erinnerung sr. Schwester," Kap. 2. S. 22 ff.

[4]) = buffet.

reinlicher, großblumiger Persienne überzogen, von Conrad, der diesem Möbel nicht abhold ist, das Lotterbett genannt. Zwischen den Fenstern steht auf einem netten Arbeitstisch unter dem schwarz eingerahmten Spiegel ein mächtiger Alpenrosenstrauß in einer ehemaligen Suppenschüssel. An der vierten Seite des Quadrats sitzen wir am Tisch und schreiben. Vor uns liegt gewöhnlich „Madame Récamier" [5]), die von Conrad mit großem Eifer und Vergnügen gelesen wird, während ich mich bis jetzt allein an den heiligen Bernhard halte, der mir immer lieber wird. Ratisbonne [6]) gibt von dem großen heiligen Manne ein mich persönlich ansprechenderes Bild als Neander [7]), der seiner außerordentlich geistigen Natur nach, sich fast ausschließend, soviel mir erinnerlich, mit des Heiligen innerer Entwicklung, seinen Ueberzeugungen, seinen Kämpfen mit Abälard, seinem Einfluß auf die Zeitgenossen beschäftigt. — Ratisbonne [8]) führt — wenn mir schon jetzt eine Vergleichung erlaubt ist — auf ein menschlicheres, auf ein wärmeres Gebiet, wo es sich heimatlicher lebt. — Bevor ich das Buch regelrecht zu lesen anfing, entdeckte ich ein Buchzeichen, wohl von Ihrer Hand hineingelegt, dessen Weisung ich folgte. Es zeigte auf den herrlichen Erguß des Schmerzes und der Liebe in der Rede St. Bernhards bei seines Bruders Tode. Wie wohl verstand ich, warum Ihnen diese Stelle besonders lieb ist. Möchten auch wir so lieben und so trauern lernen, immer treuer, zugleich aber mit immer festerm Ergreifen der teuern Wahrheit, daß unser Herr das Haupt und die Vereinigung ist aller Gläubigen im Himmel und auf Erden, daß in Ihm keine Trennung ist, sondern ein immer seligeres Einswerden...

Conrad empfiehlt sich Ihnen und Ihren verehrten Eltern aufs Herzlichste. Er hat von hier aus Ihrem Herrn Bruder [9]), wie er sagt, ein Reisebriefchen geschrieben und freut sich auf eine Antwort.

— — — — — — — — — — — —

[5]) Souvenirs et correspondance tirés des papiers de Mme. Récamier. Paris 1859. [6]) M. Théodore Ratisbonne, Histoire de S. Bernard et de son siècle 1841. [7]) J. A. W. Neander, Der heilige Bernhard und sein Zeitalter. 3. A. 1865. [8]) Ratisbonne geb. 1802 in Straßburg, wurde 1827 Katholik wie [9]) Oberleutnant Conr. Rüscheler v. Neuegg, der Jugendfreund C. F. Meyers. — Damals befand sich Conr. Rüscheler in Steiermark in Garnison.

3. Silvaplana. (23.) August 1867.
(Der Anfang des Briefes fehlt.)

Heute habe ich Conrad einen großen B[rief Ihres] Herrn Bruders heimgebracht. Er schloß sich gleich damit ein, spricht nun viel davon in Ausrufen: „Es ist doch etwas Herrliches um einen treuen Freund!" — „Der Brief gibt mir zu denken!" „Er hat im Grunde recht!" — Frage ich dann: Was steht denn eigentlich drin? so lautet die Antwort: „Das ist zu intim zur Mitteilung." Dann folgt ein Schweigen und dann ein neuer Ausruf. Ist das, ich frage Sie, nicht zum Ungeduldigwerden, zumal an einem Regentage wie der heutige? Uebrigens unbillig darf ich doch nicht sein. — Aus einem schönen, frischen, trefflichen Briefe, den Conrad letzten [Monat erhielt] ... (Fortsetzung fehlt.)

Wie weit sind wir hier von unserm Landgütchenprojekt wieder abgekommen! Conrad gewinnt das Engadin mit seiner Frische und herrlichen Luft immer lieber und will, wenn er etwas kaufen soll, hier kaufen. Das würde aber einen doppelten Haushalt, im Winter ein Stadtleben, im Sommer eine Touristenexistenz, wie die jetzige, herbeiführen, — ungefähr das Gegenteil von dem soliden Stilleben, nach dem ich mich sehnte. — Des beständigen Hin- und Herreisens über die Berge im Frühjahr und Spätherbst nicht zu gedenken. — Mir schwindelt. Ich schließe die Augen. Wenn es sein muß — in Gottes Namen!

Hier fanden wir ein paar Persönlichkeiten, mit denen man nicht ungern länger und näher verkehrt hätte. Unter diesen stand für Conrad die geistreiche Mrs. H., die Frau eines Bankiers aus London, obenan. Behaglicher war mir ein auch von Conrad verehrter, ja vom ganzen Hause bevorzugter alter Herr aus Epsom mit seiner Tochter, einer nicht hübschen, aber im Umgang durch ihre verständige, gleichmäßige Ruhe sehr wohltuenden Dame. Das war der eigentliche Typus eines englischen Landbesitzers der liebenwürdigsten Art, ein von weißen Locken umgebenes klares Gesicht mit dem Ausdruck des ruhigsten Wohlwollens. Aber sie sind nun schon lange fort. [Ihre Stelle nahm ein deutsches Ehepaar ein;]

wir standen mit ihm auf freundlichstem Fuße. [Einmal fiel es] Conrad ein zu fragen: „Was halten Sie denn von der Junkerpartei in Preußen?" — Die junge Dame lachte. Es entstand eine sehr merkwürdige Konversation, aus der endlich hervorging, mein bescheidener blasser Nachbar[10]) sei selbst ein preußischer Junker und habe als Premierlieutenant bei Sadowa mitgefochten. Ich glaube, er ist der Neffe des Kriegsministers v. Roon. Seine blonde, sanfte Frau ist weit hinten an der polnischen Grenze zu Hause, eine geborene v. Byern... Heute waren die Herren gerade mit der Kritik und Vergleichung der nord- und süddeutschen Literatur beschäftigt; alle übrigen Gäste hatten nach und nach den Tisch verlassen, mein blondlockiges Gegenüber und ich aßen indessen gemütlich Veltlinertrauben; da erhob sich plötzlich vom untern Ende in wohlgesetzter Rede eine tiefe Stimme. Eine schwarze, große Gestalt hatte sich dort unbemerkt hinter eine Suppenschüssel gesetzt. Offenbar ein geistlicher Herr. Diesmal führte er weltliche Waffen, zitierte Heine, Wieland, — bemächtigte sich des Gegenstandes mit seltener Gewandtheit und blitzte — ich weiß nicht recht, ob in Scherz oder Ernst — so scharf nach allen Seiten, daß bald Conrad allein einigermaßen Stand hielt, aber nicht, ohne sich nach einer schicklichen Gelegenheit zu höflichem und ehrenhaftem Rückzuge umzusehen. — Sein beredter Gegenpart gehörte Münchener Kreisen an und scheint eine Autorität zu sein.

Beim Abendtisch sind wir eine noch viel seltsamere Gruppe: Da ist neben einem ehrbaren Basler Fabrikantenpaar ein italienischer Arzt mit seiner lebhaften jungen Frau, oben aber in unsrer nächsten Nähe ein höchst originelles Trio, eine englische Gräfin mit Gemahl und Hausarzt, die gewöhnlich ein altes Schloß auf der Höhe bei Meran bewohnt, nie in ihrem Leben Fleisch aß, dabei mit ungefähr fünfzig Jahren sehr jugendlich und blühend aussieht, sich kostbar kleidet, aber mit Verachtung aller seitherigen Moden, konsequent, wie man sich vor zwanzig Jahren trug, — ihr eigenes Pferd bei sich hat, das sie zwar nie besteigt, dagegen täglich dreimal eigenhändig verpflegt und füttert. Ihr Gemahl, mein Tischnachbar, ist enthusiastischer Antiquar und unterhält uns allabendlich mit römischen Altertümern und [ill]ustren Fünden... Auch von der Emanzipation der Frauen unterhielt er mich zuweilen; ich hielt es für Scherz, bis ich sah, daß er mit Tränen der Rührung und in bitterm Ernst von der ungerechten Unterdrückung der ganzen einen Hälfte der Menschheit sprach. Da wurde es uns schwül, wir empfahlen uns und gingen an den See hinunter, wo sich der aufgehende Jupiter mit wunderbarem Glanze in der durchsichtigen Tiefe spiegelte, daneben Berg und Wald und Gletscher, das stille weiße Dorf mit seinen Lichtern und jenseits der Brücke im Schilf die flackernde Leuchte eines Fischers. Da war es ruhig und kühl. —

Silvaplana, 24. August 1867.

[P. S.]

— Mir ist, man verliere nach innen in diesem Gasthausleben. Es ist wie ein Garten ohne Zaun. Das Grüne wird bestaubt, das Zarte zertreten, schattige, stille Plätze werden mit Schenktischen verunziert, und nichts kann darin gedeihen als die langweiligen Akazien und Ziergebüsche der Alltagsgespräche. — Doch verzeihen Sie dieses häßliche Bild. Hier in Silvaplana hab ich es nicht genommen. — —

Ich habe manchmal Heimweh, aber nicht nach irgendeinem Orte in der Welt, sondern nach der Zeit, da die Tage regelmäßig und still vorbeigingen und ich abends mit der teuern Mutter alle Mühe und Sorge besprechen konnte. Sie schienen dann so leicht! Könnte ich doch nur ein einzig Mal noch mit ihr reden! Müh' und Sorge habe ich keine mehr; aber ich würde doch jeden Augenblick tauschen. — —

4. Silvaplana, 10. September 1867.

Hier ist es trotz einzelner scharfer Windzüge von der Maloggia her immer noch schön und sonnig. — Der letzte Sonntag besonders umhüllte uns ganz und gar mit Himmelblau. Oben die unendliche Tiefe des Himmels, blauer Duft um die scharfkantigen Felsen, in den Schluchten der Berge bis über die schwarzen Tannen herab, — die dunkelste Bläue in den Was-

[10]) S. über diese Persönlichkeit d. Brief v. 20. Sept. 1867.

sern der stillen und sonnenbeschienenen Seen. Es war eine unendliche Milde über alles gebreitet und umgab uns um und um.

Wir gehen zuweilen Sonntag morgens in die katholische neugebaute Kapelle in St. Moritz. Sie ist einfach und geschmackvoll. Einfach und gut ist auch die italiänische Predigt des Kapuziners, der dort stationiert ist, — keineswegs fanatisch. Rührend sind die von frischen Stimmen vorgetragenen Gesänge. Das Schönste und Rührendste aber ist das versammelte Volk — arme Hirten, die viele Stunden weit aus den Bergen herunterkommen, meistens Bergamasken, das Schaffell über den Rücken, oder in ledernen Jacken, Geißbuben, italiänische Frauen mit verbrannten Gesichtern und braunen, verarbeiteten Händen, die mit ihrem Bündel Sorgen in die Kirche kommen und dann erfrischt wieder an die Wochenarbeit gehen. Es ist in mancher Beziehung die merkwürdigste Versammlung, die ich je beisammen sah. — —

[Silvaplana] 20. September [1867].

— Kaum begreife ich, daß dieses Blatt, wie ich oben sehe, volle zehn Tage liegen blieb. Wie oft schrieb ich es in Gedanken voll, ohne mit der Tat Schritt zu halten! Diese zehn Tage sind wohl die trübsten, die wir noch in Silvaplana zugebracht. Die Choleraberichte aus Zürich machen uns große Sorge. Wir sehnten uns während der letzten warmen Tage nach Regen und Kälte, in der Hoffnung, die Krankheit würde durch veränderte Temperatur gebrochen. — Seit einem furchtbaren, die ganze Nacht dauernden Gewitter letzten Samstag, haben wir nun wirklich das gewünschte Regenwetter; aber die Liste der Erkrankungen scheint noch nicht wesentlich davon beeinflußt. Möchte sie heute endlich kleiner sein! — Vor einigen Tagen erhielt Conrad einen lieben, beruhigenden Brief von unserm Vetter v. Wyß im Letten. Er ist voll Gottvertrauen. Schließlich meint er aber doch, es sei besser, wenn wir unsern Engadiner Aufenthalt unter den waltenden Umständen lieber verlängern als abkürzen. — Zugleich dringen unsere Genfer Freunde mit Macht in uns, wir möchten doch unsern gewöhnlichen Oktoberbesuch in Genf diesmal direkt vom Engadin aus machen. Es ist ein zersplittertes Jahr, von dem ich im Gefühl des Wanderns und Wechselns wahrhaftig nicht weiß, wo wir es endigen werden.

Es hatte sich hier in den letzten drei Wochen eine zwar originelle, aber ganz angenehme Gesellschaft zusammengefunden, die sich jetzt Glied um Glied wieder nach allen Himmelsgegenden zerstreut hat. Herr v. Wentzky [11]) mit seiner lieblich bescheidenen Frau ging nach Montreux. Er wird vielleicht den Winter im Süden zubringen müssen. Er verreiste mit einem Kameraden, der ihm zum Trost und zur Erheiterung von Salzburg aus einen Abstecher ins Engadin gemacht. — Der arme v. Wentzky wurde durch diesen Besuch ganz elektrisiert. Die Persönlichkeit dieses Herrn v. Osten-Sacken war auch wirklich eine erheiternde. Stellen Sie sich das vollkommenste Phlegma vor, eine schlanke, etwas nachlässige Haltung, ein braunes, blühendes Gesicht, das beständig lächelt, über diesem lächelnden Schnurrbärtchen eine Nase, die das Unglück hatte, nicht im Kriege, sondern bei einem jugendlichen Privatgefecht aus aller Form zu geraten, und dazu zwei schmale, weiße Damenhände. — Sie können sich denken, mit welchem Feuer nun erzählt und politisiert wurde. Mir ward es zu viel. Bei der Ankunft des zweiten Zündnadelgewehres [12]) schob ich meinen willigen Bruder vor nach der Höhe der Tafel und setzte mich unten neben ihn, erwartend welchen Nachbarn mir die nächste Post beschere. Es erschien ein alter Engländer, der sehr gern und vortrefflich französisch sprach und uns in den vierzehn Tagen seines Aufenthaltes recht lieb wurde. Mr. Th. aus London war im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts in Yverdon bei Pestalozzi erzogen worden. Er hat den größten Teil seines Lebens als Kaufmann in Ile de France zugebracht, ist dann nach London zurückgekehrt, hat seine einzige Tochter verheiratet, und lebt nun auf seinem Landgütchen allein, wenn ihn nicht das Podagra nötigt, auf dem Kontinent Kuren

[11]) cf. Brief v. 23. Aug. 1867 S. 545: „mein bescheidener blasser Nachbar..."

[12]) Damit bezeichnete Betsy die deutschen Offiziere.

zu machen. Er hat noch jene liebenswürdige Höflichkeit, die anfängt außer Brauch zu kommen und den Verkehr so angenehm macht; er las mit Eifer, Dank und Entzücken Ihre „Madame Récamier", die wir ihm nicht vorenthalten konnten, als wir sahen, wie heimisch er in jenen Kreisen war. Was mir aber am meisten Vertrauen einflößte, waren seine festen christlichen Grundsätze, die er mit echt englischer Offenheit und Bestimmtheit aussprach, wenn der gute Mr. Cr., mein Nachbar am Abendtisch, in bekannten und unbekannten philosophischen oder vielleicht auch phantastischen Regionen umherschweifte. Mr. Cr. heißt nämlich der Gemahl der Gräfin aus dem Tirol. — Gemahl, Dame und Doktor, mit „Mandl", dem Pferd, das neben dem schwergepackten Reisewagen herlief, und gefolgt von einem hochgeladenen Karren voller Antiquitäten, aus dem da die Beine einer geschnitzten Bettstelle, dort die Rücklehne einer zierlich geschwungenen „sedile", die Spitze einer Hellebarde, der Griff eines Degens oder irgendein anderes Gewaffen hervorragte, sind vorgestern über Martinsbruck verreist. – In der Kutsche selbst bildeten zwei auf Reisen berechnete Vogelkäfige mit einem eifersüchtigen Papagei und einem bläulich gefiederten passero solitario das Gegenüber des englischen Paares. – Wir sahen sie sehr ungern Abschied nehmen, und Silvaplana, wo wir sonst so gern allein sind, kommt uns nach der Abreise dieser originellen Leute sehr leer vor. Sie waren eben bei manchen von den unsern weit abweichenden Ideen so gutmütig und ohne Falsch, so originell, daß man ihnen bon gré mal gré gut werden mußte. – Der alte Herr fand in den Religionen der alten Perser oder Indier Wahrheiten, die er viel näher und tiefer im Christentum hätte besitzen können. Er hielt sich an eine trostlose Seelenwanderung, statt das ewige Leben, wie es das Evangelium gibt, zu ergreifen. Aber er war selbst traurig über seine Rastlosigkeit und fern davon, eine fest ausgesprochene Ueberzeugung anzugreifen. – Die Dame ist von Haus aus eine liebe, einfache Frau, die, wer weiß wie! über manches ins unklare gekommen und ins Sonderbare geraten ist. Von Reisen, von ihrem Schloß Gayen, das mir, wenn ich recht verstand, ein kaiserliches Lehen zu sein scheint, von ihren vielen Bekannten unter Künstlern, Entdeckungsreisenden usw. erzählte sie recht hübsch und ansprechend. Ein andermal (das erste und letzte) [Mal] hielten wir folgendes Gespräch. Sie saß neben mir, als jemand den Namen Calvins aussprach. „Quelle terrible religion," sagte sie, „que le calvinisme!" Ich sah sie an und meinte, was man eigentlich konsequente Calvinisten heiße, die seien wohl sehr selten heutzutage – ich kenne keine. „O," sagte sie, „das hab' ich selbst erfahren, meine Mutter ist Calvinistin geworden. Es war schade um sie, eine Frau von so viel Güte und Einsicht. Elle fut complètement changée. Ne trouvez-vous pas en général que la religion gâte le caractère?" „Mais, Madame, il me semble que cela devrait être le contraire!" „Devrait! oui, un peu de religion, mais pas trop! Ma mère auparavant était Arienne. Quelle jolie religion si éclairée, ne trouvez-vous pas?" – Und das sagte sie alles so gutmütig, daß sie mich dauerte. – Der Doktor verstieg sich nie in solche Gespräche. Er ist bei großer Korpulenz und einer Herzkrankheit, die ihm z. B. alles Steigen unmöglich macht, ein immer heiterer, gewandter Gesellschafter. Er dirigiert die Dienstboten, hilft und rät überall, ist eine Art Tausendkünstler, im Zeichnen, der Physik, der Mechanik bewandert, kuriert nicht nur Menschen, sondern auch eine Schnabelkrankheit des armen passero solitario, mit dem er ganz allerliebst pfeifen und sprechen kann. Kurz, er ist das originellste Blatt unter den dreien ...

Es ist spät geworden. Möchte Sie dieses Blatt mit allen Ihren Lieben gesund treffen. Gott gebe es! Entschuldigen Sie mich gütigst bei Ihrem verehrten Herrn Vater [13]), daß ich das Blatt Conrads bis heute zurückbehielt.

(Schluß folgt).

[13]) Oberst David Rüscheler (s. „Schweiz", April 1919, S. 195 f.).

□ □ □